

Abonnements
werden bei allen Schweizerischen
Postämtern, sowie beim Verlag
und dessen bekannten Agenten
entgegengenommen, und zwar zum
voraus zahlbaren
Vierteljahrspreis von:
Fr. 2. — für die Schweiz (Strenghand)
Mt. 2. — für Deutschland (Gouvern)
R. 1.70 für Oesterreich (Gouvern)
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des
Weltpostvereins (Strenghand)

Der Sozialdemokrat

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

Erscheint
wöchentlich einmal
in
Zürich (Schweiz).
Verlag
der
Vollständigen
Göttingen-Zeitg.
Postsendungen
franko gegen franko.
Gedruckte Briefe
nach der Schweiz kosten
Doppelporto.

Inserate
die dreispaltige Zeitzeile
25 Cts. — 20 Pfg.

Nr. 44.

Briefe an die Redaktion und Expedition des in Deutschland und Oesterreich verbotenen „Sozialdemokrat“ wolle man unter Beobachtung äußerster Vorsicht abgeben lassen. In der Regel schickte man uns die Briefe nicht direkt, sondern an die bekannten Bedachter. In zweifelhaften Fällen eingeschrieben.

28. Oktober 1886.

Parteienossen! Vergesst der Verfolgten und Demagogen nicht!

(Schluß der Fondsanweisungen folgt in Nr. 45.)

Kabinettpolitik und Völkerinteressen.

„O Schicksal der Völker, wovon hängt du ab!“ So ist man versucht, mit Scribe's Bolingbroke anzurufen, wenn man die Vorgänge verfolgt, welche sich augenblicklich aus Anlaß der bulgarischen Vorgänge in der diplomatischen Welt abspielen.

Ist es erhört, daß ein, laut Eingeständnis seiner Anhänger, von allerhand „Idiosyncrasien“ (krankhaften Vorurtheilen) befreiter „Staatsmann“, gestützt auf die Gunst eines vor Altersschwäche kindisch gewordenen Monarchen, maßgebend entscheidet über die Geschicke des deutschen Volkes?

Ist es erhört, daß das Schicksal ganz Europas, d. h. nicht bloß des offiziellen, durch eine Handvoll Potentaten und ihre Subjekte repräsentierten, sondern des wirklichen, des Europas der Völker, abhängt von den Launen eines halbwahnsinnigen Despoten?

Ist es erhört, daß dieses brutale Ungeheuer, das seine Regierung mit Mordthaten begonnen, dessen Hände noch besetzt sind von dem Blute des von ihm in wahnsinniger Freigebigkeit hingemordeten Adjutanten Reuters, nur einen Wink zu geben braucht, um einen Weltkrieg zu entfesseln, der Hunderttausende von Menschenleben kosten, Millionen von Menschen ihr Lebensglück rauben wird?

Ja, es ist erhört, so sehr sich auch unser Gefühl dagegen empören mag, denn es ist unbestreitbar und unbestreitbare Tatsache. Nicht die Völker entscheiden über Krieg und Frieden, sondern die Kabinette, und in den Kabinetten entscheiden die Souveräne oder ihre Vertreter, die Diplomaten. Kreisch, auch ihre Macht hat eine Grenze, leider aber viel weniger im Willen ihrer Völker, die sich vielmehr noch immer weit zu willig von ihnen lenken lassen, als in der Lage ihrer Finanzen, ihren ökonomischen Machtmitteln.

Aber welcher Spielraum bleibt ihnen noch innerhalb dieser Grenzen?

Kriege kosten Geld, und das ist gut. Denn kosteten sie bloß Menschen, wir kämen wahrscheinlich aus den Kriegen gar nicht mehr heraus. Was kommt es Väterchen auf ein paar Hunderttausend Menschen an? Von dem Material hat er im Ueberflus. Aber keinen Ueberflus hat er, wichtiger die Staatskasse, an Geld. Sonst hätte er wahrscheinlich Bulgarien schon besetzt und es ruhig darauf ankommen lassen, ob Oesterreich ihm in die Quere gekommen wäre. Aber nachdem ihm klar gemacht worden, daß die bloße Befreiung des kleinen Bulgariens das Stämmchen von 60 Millionen Rubel kosten werde, Rußland aber unmittelbar vor dem Bankrott stehe, ist er friedfertig geworden und hat erklärt, Bulgarien sich selbst überlassen zu wollen.

In den Bismarck'schen Reptilienblättern wird für die deutsche Regierung, d. h. Bismarck, das Verdienst dafür reklamirt, daß die bulgarische Frage in das Jahrwasser friedlicher Besprechungen unter den Mächten gelenkt worden. Das ist aber nichts als leere Renommisterei. Erstens ist es noch gar nicht sicher, daß es nicht doch zum Kriege kommt, zweitens sucht Väterchen selbst möglichst um den Krieg herumzukommen, und drittens hat Bismarck allerdings insofern zum Frieden beigetragen, daß er Rußlands Ansprüche in demonstrativer Weise Vorschub leistete und damit Deutschlands Zukunft in unerhörtester Weise kompromittirte.

Rußland, d. h. das offizielle, von Väterchen repräsentirte Rußland, hatte drei triftige Gründe, es nicht auf einen Krieg ankommen zu lassen.

Einen davon haben wir bereits betont: die trostlose Lage der russischen Finanzen. Indes würde Rußland auch vor einem veritablen Bankrott nicht zurückschrecken, wenn nicht seine politische Lage ihm verböte, mit den Chancen des Krieges Hazard zu spielen. Eine militärische Niederlage würde sowohl in der inneren als auch in der äußeren Politik von tödtlicher Wirkung für das Zarenthum sein. In der inneren Politik würde sie unabweislich eine Revolution nach sich ziehen, die dem Selbstherrschertum den Garauß machte, in der äußeren Politik würde sie ihm den Balkan geradezu verammeln.

So sehr Väterchen die beiden letzten Eventualitäten zu fürchten hat, so sehr hat das deutsche Volk Ursache, sie zu wünschen. Der finanzielle Ruin Rußlands könnte ihm gleichgültig sein, wenn nicht Bismarck dafür geforgt hätte, den deutschen Markt mit russischen Papieren zu überschwemmen. Nicht zwei Milliarden, wie wir in der vorletzten Nummer schrieben, sondern über fünf Milliarden russischer Papiere befinden sich in deutschen Händen, zum großen Theile von

kleinen Leuten, die auf den Rath der Börsenblätter ihre Ersparnisse in russischen Fonds angelegt haben. Es fragt sich aber, ob mit dem Opfer dieser Summe die Befreiung Deutschlands bzw. Europas von dem Joch des Zarenabsolutismus wirklich zu theuer bezahlt wäre. Oder vielmehr fragt es sich nicht, denn früher oder später wird der Krach doch nicht ausbleiben.

Eine wirklich nationale, d. h. den Interessen des deutschen Volkes dienende Politik würde also, bei aller Friedfertigkeit, mindestens jede Stärkung Rußlands zu vermeiden suchen.

Was thut statt dessen Bismarck?

Er leistet Rußland in jeder Weise Vorschub, unterstützt es in allen seinen Aktionen, nicht nur aus alter Russenfreundschaft, sondern auch um seinen „Idiosyncrasien“ zu fröhnen.

Da ist längst sein fanatischer Polenhaß. Statt sich die Polen zu Freunden zu machen, die Deutschland nie gefährlich werden können, hat er Alles gethan, sie Deutschland zu entfremden. Die natürlichen Allirten Deutschlands hat er zu dessen Feinden gemacht, sie dem geschwornen Feind Deutschlands überliefert.

Die zweite Idiosyncrasie ist sein Engländerhaß, zu dessen Erklärung es wohl heißen muß: Cherochez l'Anglaise — man suche die Engländerin. Wer sie findet, darf Viktoria rufen.

Die „Kölnische Zeitung“ hat es neulich unverholen ausgeplaudert, daß der Battenberger fallen mußte, weil in seiner Person „insofern etwas für Deutschland Bedrohliches gelegen, als dieselbe der englischen Staatskunst möglicherweise eine Handhabe bieten konnte, um die deutsch-russischen Beziehungen in Zukunft, wenn die deutsche Politik einmal in milder festen Händen liegen würde, mittelst dynastischer Beziehungen zu verwickeln.“

Deutscher kann man nicht reden, jedes Schulkind weiß, wer mit den „minder festen Händen“ gemeint ist. Und da Bismarck, wo seine Idiosyncrasien in Frage kommen, keine Rücksichten kennt, so wurde der unglückselige Battenberger, der das Pech hat, einen Polen zum Großvater, und das noch geheimer, die deutsche Kronprinzessin zur Schwägerin zu haben, in der „Norddeutschen Allgemeinen“ in einer Weise heruntergehulzt, als wäre er ein beliebiger Armin oder Lasler. Aus reinem Privathaß unterstützte der Lenker des deutschen Staates die russische Aktion gegen einen Mann, der, soweit seine persönlichen Beziehungen mitsprechen, gerade ihretwegen vom deutschen Standpunkt aus der geeignetste Kandidat für den bulgarischen Thron sein müßte. Die Wuth Väterchens gegen den Battenberger ist begreiflich, denn er hat die Pläne des Selbstherrschers aller Reußen durchkreuzt, Bismarck's Parteinahme gegen ihn ist, vom persönlichen Standpunkt betrachtet, gemein, vom politischen ein Stück Landesverrath.

Nun kommen die Generalschlaumeier, für die Bismarck überhaupt nie teren kann, und sagen: Ja gewiß, den Battenberger hat Bismarck fallen lassen, aber beileibe nicht im russischen Interesse, sondern nur um durch diese Konzession Rußland von Größerem abzuhalten. Man höre nur die Ratlow und Konforten.

Das ist eitel Klunkererei, genau so wie das Geschrei der Ratlow und das Säbelraseln der Meschtscherski. Bismarck's Hülfe hat Väterchen die Okkupation Bulgariens erspart, so steht die Sache. Und noch mehr. Gerade in dem Moment, wo die Ratlows am lautesten schrien, wurde, was Ratlow's in Sofia verdröben, in aller Stille in Konstantinopel wieder eingeholt. Rußland, das in der Wahl seiner Mittel niemals strupulos war, schickt den Sultan, den Ungläubigen, den „Erbsind des christlichen Europa“, vor, um die „befreiten Brüder“ zur Räson zu bringen. Und dieser entsendet in seiner Eigenschaft als Souverän (Oberlebensherr) Bulgariens einen Kommissar nach Sofia, Gassan Effendi, von dem alle Welt weiß, daß er seit Jahren an Rußland verkauft ist, und der sich auch richtig sofort dem Stabe des Ratlow's anschließt, mit Karaweloff und den Jankowisten gegen den Zusammentritt der Sobranje protestirt, und mit der Befreiung Bulgariens durch türkische Truppen droht, wenn die Bulgaren Väterchen nicht nachgeben.

Es liegt auf der Hand, daß Rußland ein solches Auftreten weder dulden, noch die Türkei es wagen würde, wenn nicht geheime Abmachungen zwischen Beiden existirten. Und dies scheint in der That der Fall zu sein. Die Jankowisten, die noch stets über die Pläne Rußlands sehr gut unterrichtet waren, erzählen in Sofia ganz offen, daß zwischen Rußland und der Türkei eine Vereinbarung stattgefunden folgenden Inhalts: „Der Zar garantirt dem Sultan die Unverletzlichkeit seines jetzigen Besitzes, ermäßigt die noch schuldige Kriegsschädigung, und erhält dagegen das Recht, die Dardanellen zu besetzen und mit Garnisonen zu versehen. Wenn es die Situation erfordert, besetzt die Türkei Ostrumelien und Rußland gleichzeitig Bulgarien.“

Wenn dieser Kontrakt unwahrscheinlich vorkommt, der sei daran erinnert, daß die Türkei schon einmal einen ähnlichen mit Rußland geschlossen: der am 8. Juli 1833 in Hunliar-Skelessi abgeschlossene Vertrag enthielt in einer geheimen Klausel die Bestimmung, daß die Dardanellen für die Kriegsschiffe der übrigen Mächte verschlossen, dagegen für die

russischen geöffnet bleiben sollen. Nachdem England in Egypten-Oesterreich in Bosnien sich ihm als dieselben Räuber an der Türkei gezeigt als die Russen, und bei der notorischen Unterstützung Rußlands durch Bismarck, während Frankreich seit 1871 wenigstens an keiner russenseindlichen Aktion theilnimmt, ist die Sache für den Sultan, der widerstandslos sich dem in die Arme wirft, der ihm momentan am meisten verspricht, gar nicht so ungeheuerlich. Väterchen aber hat mit dem Recht der Befreiung der Dardanellen alles, was er will. Das Schwarze Meer gehört ihm und Konstantinopel ebenfalls, sobald er es für opportun hält.

Offiziell wird die Abmachung natürlich bestritten, und in der diplomatischen Welt gibt man sich auch die Mühe, nicht an sie zu glauben, die Einen, um nicht als Mitschuldige zu erscheinen, die Andern, um nicht zum Vorschlagen gezwungen zu sein. Namentlich Oesterreich scheint seinem historischen Beruf treu bleiben zu wollen und alle ihm unbecommene Thatfachen zu vertuschen, bis die Russen wirklich Wien machen, die Dardanellen zu besetzen, d. h. bis es zu spät ist.

Von dem Sultan, ihrem offiziellen Oberherrn, bedrängt, werden die Bulgaren Rußland schließlich in allen wichtigen Punkten nachgeben müssen. Rußlands Ansehen auf dem Balkan ist wiederhergestellt. Wider die Russen kein Kraut gewachsen ist, bleibt die Parole. Die Balkanhalbinsel wird thatsächlich eine russische Provinz, bis sie es auch von „Rechtswegen“ wird.

Sitzt Rußland aber am Balkan fest, hat es am Bosphorus freie Hand, dann kann es sein Spiel im Norden und Westen von Neuem beginnen. Während der größten offiziellen Intimität mit Deutschland hat die russische Presse nicht aufgehört, gegen Alles, was deutsch ist, zu hegen, von Drangsalirungen der deutschen Ostprovinzen ganz zu schweigen. Der gute Nachbar, der „Erbfreund“, genirte sich gar nicht, mit dem russisch-französischen Bündniß zu drohen, die „warme Freundschaft“ hinderte ihn keinen Augenblick, durch fortgesetzte Erhöhung der Bälle die preussischen Ostprovinzen in einer Weise „kaltzustellen“, daß für Königsberg und Memel von wirtschaftlichem Standpunkt die russische Annexion keine Schrecken hätte.

Man kann daraus schließen, wie sich die Dinge gestalten werden, wenn Väterchen es nicht mehr für nöthig hält, Freundschaft für Deutschland zu heucheln. Und diesen Zeitpunkt beschleunigt zu haben, dem wahnsinnigen Despoten auf Rußlands Thron zu einer Machtstellung verholfen zu haben, welche die Interessen des deutschen Volkes in jeder Beziehung gefährdet, das ist das große Werk der großartigen Politik des größten aller lebenden und gelebt habenden Staatsmänner.

So, deutsches Volk, wird mit deinem Wohle gespielt, werden deine Lebensinteressen den persönlichen Neigungen und Interessen eines Einzelnen aufgeopfert. So werden deine Rechte, wird deine Freiheit verrathen, verrathen von Dem, in dessen Hände die Unzurechnungsfähigkeit eines neunzigjährigen Monarchen und die Unfähigkeit deiner erwählten Vertreter die Wahrung deiner Interessen gelegt.

Wann wirst du endlich erwachen und, unbekümmert um das Geschwäg vom großen Staatsmann, jener verruchten Kabinettpolitik ein Ende machen, die noch stets zum Fluch für die Völker geworden?!

Die Kabinette waren von jeher die Brutstätten des Völkerverraths.

Zur bayerischen Landtagswahl.

Die demokratische „Hamburger Bürgerzeitung“ bringt in einer Mänsener Korrespondenz eine Nachricht, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen. Sie schreibt, daß nämlich der bayerische Landtagswahl auch unsere Genossen in Aktion treten, was sicher von allen Seiten nur begrüßt und das Beste demselben über weiter: Die Liberalen werden hier vereint in die Wagschale getreten, und wird behauptet, man sei in diesen Kreisen bereit, den Sozialdemokraten ein Kompromiß anzubieten, wenn letztere so viel Wahlmänner durchbringen, daß mit ihrer Hilfe die Liberalen den Sieg einheimen können.

Zu einem Kompromiß gehören bekanntlich zwei, und wir haben zu unseren Mänsener Genossen das feste Vertrauen, daß sie sich niemals zu einem so schwachvollen Kompromiß, wie es ihnen unterstellt wird, hergeben werden. Ein solches Kompromiß widerspricht allen Traditionen der Partei, die bisher ihre Stärke und ihre Ehre darin gesucht hat, im Gegensatz zu allen Parteien als prinzipien- und klassenbewußte Partei in den Wahlkampf zu treten.

Es ist bisher die erste Forderung aller Parteikongresse gewesen, daß die Parteigenossen selbstständig in den Wahlkampf eintreten sollen und daß sie sich nicht zu Verbindungen hergeben dürfen, bei der unsere Partei als Anhängel oder Kampfgenosse irgend einer anderen Partei ersicht.

Im vorliegenden Falle handelt es sich obendrein in München um eine Partei, die bisher sich als die ärgste Feindin unserer Partei, als die eigentliche Geburtsheilerin des Sozialistengesetzes gezeigt hat, um die nationalliberale Partei, denn der Mänsener Liberalismus ist, abgesehen von ganz unerheblichen Bruchtheilen, ausgesprochen gemeiner Nationalliberalismus. Einer solchen Partei bei den Landtagswahlen zum Siege verhelfen zu wollen, wäre Parteiverrath, wäre selbst dann Parteiverrath, wenn das nationalliberale Gesindel unserer Genossen als Anhängel ebenfalls ein Mandat anzubieten die Freiheit haben sollte.

Bisher haben unsere Genossen, wo immer sie sich an den Landtagswahlen betheiligten, in Sachsen, in Hessen, in Württemberg, in den

*) Denn das zusammengeräubte Familienvermögen Väterchens ist enorm.

führungslosen Staaten, getreu dem Parteiprogramm und der traditionellen Parteiloyalität als selbständige Partei, die gegenüber allen anderen Parteien selbstständig in den Wahlkampf eintrat, geehrt.

Die Partei darf erwarten, daß die Münchener Genossen, wie Schmidtlerisch auch der Versuchung an sie herantreten möge, ebenso handeln und den Gegner, dessen Vertreter im Reichstag und den Bund des Sozialistengesetzes um den Hals gedreht haben und dessen Vertreter im bayerischen Landtag bisher zu allen Polizeiverordnungen, die in Bayern gegen unsere Genossen verübt wurden, schweigend oder gar Weisfall klatschten, mit Verachtung abweisen.

Können die Parteigenossen in Bayern ein oder mehrere Mandate für sich erobern, so sollen sie alle Kräfte einsetzen, und die ganze Partei wird sich freuen, wenn ihnen dies gelingt. Aber nie und nimmer darf ein solcher Sieg durch die Gnade der Gegner erkauft werden, ein solcher Sieg muß notwendig lähmend auf die Tätigkeit eines so gewählten Vertreters wirken, der in gewissen Momenten stets sich vorhalten wird, wenn er den Sieg verdankt, und er wirkt korrumperend auf die Parteigenossen, die schließlich alles Gefühl verlieren für die Grenze, die sie sich ziehen müssen.

Heute ein Kompromiß mit den Liberalen, morgen eines mit den Konservativen oder den Ultramontanen, ganz wie es der Vortheil der Mandatjäger erheischt, das würde die logische Konsequenz solcher erbärmlichen Taktik sein.

Wir hoffen, daß unsere Münchener Parteigenossen sich vor dem Betreten der Gassen hüten werden, eingehend des sich hundertfach bewährten Satzes unserers Parteiprogrammes:

„Gegenüber der Sozialdemokratie sind alle Parteien eine reaktionäre Masse.“

Parteigenossen, seid auf der Hut!

Mordspatriotische Pädagogik.

Herr Pastor Rink von der Ansharkapelle in Hamburg, gewesener Weissenhofprediger alias „Militärprediger“, Erzrunder, der nur laienhaft oder mit verhältnißmäßig Ansehnlichkeit das „Baterunser“ vor seiner Gemeinde betet, hilft die „christliche Jugend“ bilden und erziehen durch Herausgabe einer monatlich erscheinenden illustrierten Jugendzeitschrift, benannt „Der Kindertreuend.“ Zu den Mitarbeiterinnen an diesem ehl „christlich-germanischen“ Bildungsunternehmen gehört auch der verstoffene „Admiral“ Werner, seinerzeit das Entzücken und die Domäne des liberalisirenden Pflüsterkums. Von ihm rührt folgende, in ihrem „Schluß“ auszugeweise wiedergegebene, literarisch-erzieherische „Tat“ in Nr. 10 vom Juli 1888 her, deren Festanerkennung an dieser Stelle wir uns umloweniger verlagern mochten, als sie einen Beweis liefert für die wunderbare Dehnbarkeit, mit der sich diese Herren das S. Gebot, das doch keine zweierlei Deutung zuläßt, nach ihrem Bedarf pureschnitzeln erlauben.

Die Erzählung ist betitelt: „Ein tapferer Schiffskapitän“. Der Lübecker Kapitän Böh, dessen Brigg von einem algerischen Kapitän gefangen worden, und der dieselbe nun unter Aufsicht des türkischen Priemmesiers nach Algier führen soll, beschließt unterwegs, die Türken zu überlisten und das Schiff zurückzuerobern. Daran ist an sich nichts auszusetzen, hore man aber, wie der „tapferer Schiffskapitän“ und seine Leute dabei vorgehen.

Fünf Mann der Mannschaft des Kapitän Böh, sowie der Steuermann waren auf das algerische Schiff übergeführt worden, während Böh mit dem Rest seiner Bemannung — fünf Matrosen — auf derselben verblieben. Dem Priemmesier standen 10 Türken zur Seite. Um das Vertrauen des Ersteren zu gewinnen, zeigte sich Böh „auf jede Weise freundlich zuvorkommend, ja, oft servil und triebhaft, während er seine eigenen Leute rauh, fast brutal behandelte“, — unweifelhaft sehr tapfer.

Am den Tage, an welchem der Streich ausgeführt werden sollte, läßt Böh durch den das Amt eines Schiffsochs versehenen Matrosen Steffens den Salat gehörig versetzen und schenkt alsdann den Türken brav Orog ein, so daß diese das Bedürfnis eines ordentlichen Nachmittags-schlafs empfanden. „Darauf hatten die Deutschen geredet.“ Gleich nach Tisch ladet Böh den Priemmesier ein, mit ihm in der Kajüte die Abfertigung des Schiffsortes auf der Karte vorzunehmen. Obwohl sehr milde, folgt ihm dieser ahnungslos. Steffens macht sich in der Kajüte scheinbar mit dem Wegräumen der Eßgeschirre zu schaffen, faum aber hat sich der Priemmesier über die Karte geneigt, so spricht Böh das Lösungswort und

„in demselben Augenblick stürzte der Türke, durch einen Beilhieb von Steffens in den Nacken getroffen, lautlos zusammen.“

Ermordung eines Alkoholbetrücker — ebenfalls sehr tapfer.

Böh und Steffens bemächtigten sich nun der Waffen des Priemmesiers, ersterer schießt den am Ruder stehenden, letzterer gleichzeitig den an der

*) Es liegt uns nur der Schluß der Erzählung vor, aus dem nicht mit Sicherheit hervorgeht, unter welchen Umständen die Kaperung erfolgt war. Nach einigen Andeutungen zu schließen, muß sie während irgend eines Krieges erfolgt sein, an dem Ausland betheiligt war, die Brigg war nach Algier zurückgeführt.

Die Redaktion des „Sozialdemokrat.“

Feuilleton.

Der unglückliche Erbprinz.

(Ein Märchen.)

Es wurde einmal ein Erbprinz geboren und der hieß Mensch. Dem war alle Macht und Herrlichkeit der Erde versprochen, und er sollte in sie eingesetzt werden am den Tage, an dem er sich mit der gleichaltrigen Prinzessin Freiheit vermahlen würde. Die Erziehung dieses Erbprinzen vertraute der liebe Gott einem Ehepaar an, das schon von Ewigkeit her im Himmel gewohnt hatte, dem Onkel Staat und der Tante Kirche.

Das war aber ein böser Onkel und eine böse Tante. Sie haßten die arme Prinzessin Freiheit, und weil sie gern selber alle Macht und Herrlichkeit besitzen wollten, so wollten sie auch dafür sorgen, daß der Erbprinz nie aus den Kinderschuhen herauskäme und daß er die Prinzessin Freiheit nie kennen lerne.

Das war eine ganz merkwürdige Geschichte: der Prinz war schon ein großer, starker Junge, er hätte schon gern Brot gegessen und Wein getrunken, aber man ernährte ihn immer noch mit Schafs Milch; er wäre gern auf Bäume geklettert und durch den Fluß geschwommen, aber man hatte ihn immer noch eingekerkert und eingewickelt wie ein ganz kleines Kind, und wenn er strampelte und schrie, so drohte man ihm mit dem schwarzen Mann oder man steckte ihm den süßen Kutschbeutel der Geduld in den Mund.

Nun hatte Tante Kirche eine Magd angenommen, die hieß Wissenschaft und hat gar unterthänig, aber eigentlich war sie auch eine Prinzessin und trenn ergebn ihrer Schwester, der Freiheit. Einst fragte der Prinz: wie alt bin ich denn? Da sagte ihm die Magd: schon viele viele tausend Jahre. Das hörte die böse Tante, und die arme Magd wurde hart gescholten und geschlagen und in die dunkle Kammer gesperrt; dem Onkel aber wurde alle Tage vorgelesen, obgleich er ein Erbprinz war: du bist und bleibst ein dummes kleiner Junge.

Die gute und getreue Magd aber wurde ihrer Leiden satt und entfloß aus dem Hause und ward in der frischen Luft immer größer und schöner, und des Nachts schlich sie sich heimlich zu dem Prinzen ein und lehrte ihn lesen und erzählte ihm von dem weiten Himmelsgewölbe und vielen anderen schönen Dingen.

Da erkannte eines Tages Prinz Mensch seine Stärke, er zerriß die Wickelbänder, und ob sie ihn auch hart strakten mit der Ruthe des Ge-

vorbenen Kästchenöffnung stehenden Posten meuchlings nieder, worauf sich die übrigen deutschen Matrosen, alle vorher benachrichtigt, der Waffen der beiden Posten bemächtigten. Nun entspann sich der eigentliche Kampf zwischen Deutschen und Türken. Erstere saßen sich an der Hinterwand des Raofs. Erst als die Türken ihre Ladung verschossen hatten, stürzten sie hervor.

„Wiederum“ — heißt es dann — „schlug der riesige Damjaner wie ein Gollath mit der Handspitze dazwischen, und ein wildes Kampfgemüsel erfolgte. Böh schloß einen der Türken nieder und spallerte einem anderen mit dem Säbel den Kopf, als dieser gerade sich anschickte, einem der Matrosen einen Dolch in die Brust zu stoßen. Ein Korzar sprang vorn von der Deck über Bord, ein anderer wurde von den erbitterten Deutschen kopfüber in die Vorderlücke hinuntergestürzt.“

Der Widerstand hatte aufgehört, der Kapitän befahl, das Steuerruder, das durch ein Geschöß zerschnitten war, zu reparieren, aber „die Leute waren in solcher Aufregung, daß sie erst gehorchten, nachdem sie alle Türken, todt oder lebendig (!), über Bord gemorfen hatten.“

Noch ein Korzar, der sich im Raof verborgen gehalten, nimmt, einer gegen drei, den Kampf auf. Natürlich wird er überwältigt.

„Abermals that die Handspitze des Damjaners ihre schreckliche Schuldigkeit, und der Korzar lag entseelt am Boden. Jegn nervöse Häufte hoben den Leichnam über die Schanzleibung; er lag über Bord, seinen Kameraden nach in die Fluthen — das war das Ende des schweren, rühmvollen (!) Kampfes. Der brave Böh hatte sein Schiff wiedergewonnen, und sich seiner Aihen und eines deutschen Seemanns würdig gezeigt.“

Aber die Heldenthaten der Deutschen sind noch nicht zu Ende.

„Als dann das Deck von Blut gereinigt werden sollte und man zu diesem Zwecke Wasser von außenbords aufschlug, ertönte von der Deck vorn abermals der Ruf her: „Ein Türke, ein Türke!“

Alles lief natürlich sofort zusammen, aber diesmal gab es keinen Kampf. Der gleich anfangs über Bord gesprungene Korzar hatte sich an einem außerbords schleppten Tawende festgehalten. Jetzt bat er um Pardon, aber ehe noch der herbeistehende Kapitän diesen zu gewähren vermochte, hatte einer von den Matrosen bereits das Taw durchschnitten, und der Unglückliche sank unter, um nicht wieder emporzukommen.“

Und nun segeln die Deutschen nach Lifabon, und als sie dann glücklich in portugiesischen Gewässern angelangt sind, war es

„das Erste, daß Kapitän Böh die Leute auf das Hinterdeck berief und mit ihnen eine Andacht hielt, der alle mit dankbarem Herzen zuhörten.“

So die christlichen Deutschen. Wie aber waren die Heiden mit ihren Gefangenen umgegangen? Son den auf der Brigg Gedulichen wollen wir nicht reden, man könnte voraussetzen, daß sie zum Bootsbienst gebraucht wurden. Hören wir jedoch, wie es den auf das Korsarenschiff übergeführten ging. „Zuerst“, heißt es in dem von Werner jitzigen Tagebuch des Kapitän Böh,

„zuerst schien sich ihr Loos erträglich zu gestalten, als aber der Den Nachricht von meinem glücklichen Kampfe erhielt, gerieth er in großen Zorn. Man warf meine Leute mit Ketten beschwert in einen finsternen Kerker und behandelte sie grausam. Erst nach langjährigem Leiden wurden sie auf Verwendung des Kaisers Alexander v. Rußland in Freiheit gesetzt.“

Das heißt: die Türken ließen ihre Gefangenen leben, sogar noch leben, als sie von der Ermordung ihrer eigenen Leute erfuhr. Das wird aber in der Erzählung ganz unberücksichtigt gelassen, ihre ganze Tendenz ist, die Heldenthat des, bezw. der Deutschen zu verherrlichen, die sich höchstens durch die Zwangslage begreifen läßt, die aber nichts weniger als rühmlich war. So wird uns Jeder zugestehen, daß B. der Priemmesier nicht getödtet zu werden brauchte, sondern es genügt hätte, ihn zu fesseln. Von der Abschneidung des Tawes ganz zu schweigen, die einfach eine Bestialität war.

Daß man jemals eine frechere Verhöhnung des Reich so ganz besonders salbungsvoll betonten Christenthums: „Liebet eure Feinde!“ erlebt, als sie durch die Verherrlichung einer schändlichen Mordthat in einer „christlichen Jugendzeitschrift“ geleistet wird? Wie sicher muß sich doch das Kadengebüß im „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte“ fühlen, daß es wagen darf, der „deutschen Jugend“ eine solche Schandthat als „rühmlich“ anzupreisen. Doch worüber wundert sich unser naives Sozialistengemüth eigentlich noch, wenn es sich die graufigen Schlichtungen von 1870/71 herangezweigt, wo der „Heldengreis von Gottes Gnaden“ unter dem Sighnen und Todeströhen der auf seinen Wink brudermörderisch hingemegleiteten besten Volkskraft die salftam gewürdigten Telegramme losgeschaffen, mit dem berühmten Refrain: „Welche Wundung durch Gottes Hülfe!“

Aber einer gewissen (Haben)tröhen Gemüthung kann man sich doch nicht verschließen bei dem Gedanken daran, daß der „Mann von Blut und Eisen“ solcher Bundesgenossenschaft, wie den biederen Pastor Rink, nicht entbehren kann. Ja, er muß sie sich wieder holen, alle die Jesuiten verschleierten Koulure, muß ihnen den würdevollen Platz am Herd einräumen, mit lächelnden Komplimenten zu den unter ihren Krallen. Feinde ringum! Doch darum nicht verzweifelt, sie treffen sich gegen-

seitig auf —

„s ist der Geschichte eh'nes Ruß!“

Und nun, lieber Leser, urtheile selbst, ob nicht gerade diese Werner'sche „Kündergeschichte“ als Strophe auf dem Wege zu dem „ehernen Ruh“ unsere Beachtung verdient. Wo solche Früchte gedeihen, da muß die Nothwendigkeit der Umkehr bald auch dem Geduligsten einleuchten.

sches, er ließ sich nicht mehr hindern, er erzwang sich die ersten Hosen und die Straubhüt, im Garten spazieren zu gehen.

Da sprach der böse Onkel zu der bösen Tante: er fühlte seine Kraft, wir müssen ihm etwas zur Beschäftigung geben. Da machten sie einen Streifen an seine Hosen und gaben ihm einen bunten Rock und einen Säbel.

Nun konnte er nach Herzenslust antennen gegen Bäume und Felder, Hügel und Nebelgebirge. Und wenn er sich dabei traf mit dem eigenen Schwert und zu Boden fiel, daß er sich arg weh that, dann delobte ihn der Onkel Staat, denn er dachte: so kann ich ihn immer im Zaume halten. Wenn der Prinz aber die böse Mauer erkletterte wollte, welche den Garten von dem Reiche der Prinzessin Freiheit trennte, dann wurde er immer wochlang wieder in die Wickelbänder eingekerkert, so hart, daß sie ihn ins Fleisch schnitten und er gelobte, er wolle es nicht wieder thun.

Die Tante Kirche aber gab ihm, damit er nicht gar zu wild wurde, und da er nun doch einmal lesen gelernt hatte, ein Zauberbuch in die Hand, das Jeden, der es dreimal liest, blind macht und lahm. Nun war aber ein Blatt in dem Buche, welches einen Gegenüber enthielt, und das hatte die böse Tante auszureißen vergessen, und dieses Blatt las der Erbprinz lieber denn alle anderen Blätter des Zauberbuches, denn es handelte von der Liebe.

Ich will eine Gellekte, ich will heirathen, sprach eines Tages Prinz Mensch zu dem alten bösen Ehepaar. Darüber erschrecken sie gewaltig, denn sie mußten wohl, daß ihrer Herrschaft Gefahr drohe. Da sandten sie dem Prinzen, der schon lange ein großer, starker Jüngling geworden war, gleich drei Jungfrauen ins Erma, die hießen Glaube, Liebe, Hoffnung. Aber wenn sie auch gar schon den Himmel schauen konnten, so hatten sie doch weder Fleisch noch Knochen, und unser Prinz wandte sich traurig von ihnen ab.

Zur selben Zeit begab es sich, daß die beiden Alten oft gräßlichen Streit hatten über die Abgaben und das Uebelgeheim, das dem Erbprinzen von Nechtstwegen gebräute, und als sie sich wieder einmal arg in den Haaren hatten, da erklimm der Prinz geschwind einen hohen Baum und schaute über die Mauer.

„Ach, was sah er da! Sonnen und Monde leuchteten und funkelten zu gleicher Zeit, die Vögel sangen Jubellieder von allen Blumen, riesengroße Blüten leuchteten wunderhüben Duft aus, und in all' der Herrlichkeit wandelte Prinzessin Freiheit, nackt von Goldhaar umflossen, aus ihren großen, stolzen Augen ging ein leuchtender Flammenstrom in das Herz des Erbprinzen. Schwester Wissenschaft berührte mit dem Zaubersab die trunnende Mauer, die stürzte mit Gefrach, über die Trümmer hin schwang sich der Jüngling mit süßem Saß und umschlang die

Verrath, menschenmörderischer Ueberfall, schändlichste barbarische Ver-nichtung um Gnade stehender Feinde“ — — —

„Denn so will's Gott!“
Richt wahr, Herr Pastor Rink!

II.

Sozialpolitische Rundschau.

Berlin, 26. Oktober 1888.

— Rette Geständnisse. Herr Degehäuser, Direktor der Dessauer Gasgesellschaft und national-liberaler Abgeordneter, hat ein Blüchlein über die „Arbeiterfrage“ verfaßt, in welchem er seinen, heute von jedem, der eine politische Rolle spielen will, anstandslos zu liefernden Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage zu Tage fördert. Daß derselbe darauf hinausläuft, den kapitalistischen Pöbel zu waschen ohne ihn naß zu machen, — Herr Degehäuser will einen „Uebergang zur Altersvorsorge“ dadurch schaffen, daß ein Fonds gegründet wird, zu dem die Unternehmer ein Prozent, die Arbeiter ein halbes Prozent des Lohnes beitragen, und aus welchem die Arbeiter, wenn sie ein gewisses Alter erreicht, unterstützt werden dürfen, ohne ein Recht auf Unterstützung zu haben, — diese grundsätzliche Halbsheit war bei der Parteilassung des Herrn vorauszusetzen. Aber Herr Degehäuser müßte kein National-liberaler sein, wenn er nicht auch gleichzeitig seine Bereitschaft, oder besser Fähigkeit dokumentierte, die von ihm so heißgeliebten Arbeiter gehörig — sagen wir einzufassen. Es ist das die andere Seite des National-liberalismus und sie äußert sich bei dem braven Gasanstaltsdirektor in einer begeisterten Lobrede auf das Sozialistengesetz. Wer da sagt, das Sozialistengesetz sei bisher unwirksam gewesen, bemisst nach Herrn Degehäuser nur seine Ignoranz. „Wer von dem Gesetz“, sagt er, „ermariete und nur deshalb dafür stimmte, daß binnen einigen Jahren die sozialdemokratischen Führer auf der Tribüne erscheinen und pater peccari sagen, daß ihre geheimen Verbindungen sich von selbst oder durch polizeilichen Zwang lösen, daß beim geheimen und allgemeinen Stimmrecht die Zahl der abgegebenen Stimmen und der gewählten Vertreter sich in absehbarer Zeit vermindern würde, der hat nur für seine eigene politische Kurzsichtigkeit, für seinen Mangel an Menschenkenntniß, nicht für die Unwirksamkeit des Gesetzes Zeugnis abgelegt.“

Schon gesagt, und um so schöner als es niemand anderen trifft, als die eigenen Parteigenossen des Herrn Degehäuser. Niemand hat bei Schaffung des Schandgesetzes lauter dieser Hoffnung Ausdruck gegeben als gerade sie, allen voran der große Historiker der Partei, Herr Treitschke. Man lese nur dessen berühmtes Pamphlet „Der Sozialismus und der Reichsmord“. „Diese Demagogie“, heißt es da, „leben von den Sparpfennigen der menschlichen Rassen; sie werden kredlos, wenn die Bereinsbeiträge und die Leistungsbereitschaft hinwegfallen“. Zweifelsohne schloß der eille Schindenschwäger von seinen am Reptilienfonds gemästeten Kampfesbrüdern. Weiter: „Wohl wahr, die Presse und die Versammlungen schaffen wenig, sie bringen lediglich an den Tag, was in den Köpfen und Herzen bereits lebendig ist. Doch diese Regel gilt nur für die gebildeten Parteien“. Da haben wir's, die Arbeiter sind natürlich ungebildet und werden sich sofort von der Partei abmenden, sobald die sozialistische Presse und Versammlungen unterdrückt sind. So vortrefflich verstand der große Geschichtsfreiber seine Zeit, so unterrichtet war er über den Geist des modernen Proletariats, über den Charakter der deutschen Arbeiter. „Von der geheimen Wühlerei der Sozialisten steht nicht allzuviel zu befürchten; das Treiben verliert seinen Reiz für die Masse — bedankt euch für das Kompliment, ihr Arbeiter — wenn die Feinde der Presse und Aufzüge, der öffentlichen Schereierei und Praxerei aufhören.“

So heißt damals Herr Treitschke und mit ihm der ganze Troß des National-liberalismus, und jetzt kommen dieselben Leute und wollen in ihrer annehmenden Manier den Reuten weiß machen, sie seien von Anfang an die Weisheitskinder der Weisheitskinder gewesen, denn sie sind ja so ipso die weislichstigen Politiker, nur die Gegner des Sozialistengesetzes waren so kurzichtig zu glauben, daß dasselbe unserer Partei den Sarau machen werde. Immer frech die Thatsachen auf den Kopf gestellt, dadurch beweist man, daß man einen Staat in einem Sinn besitzt, diese jedem national-liberalen von der Natur gependete schöne Gottesgabe.

Woja war aber denn eigentlich das Sozialistengesetz geschaffen worden? Ei, wer kann da noch fragen. Um „Zeit und Raum für eine friedliche Weiterarbeit auf sozialtem Boden zu gewinnen.“ Nicht was es sein, wo Friedlands Sterne strahlen: Die national-liberale Reformesele kann nur da ihren Flügelschlag frei entfalten, wo der Kritik Daumenschrauben angelegt sind. Als ob früher irgend jemand die Herren gehindert hätte, „soziale Reformarbeit“ zu verrichten, oder als ob unsere Partei früher für soziale Reformvorschlüge taub gewesen wäre! Gerade das Gegenteil ist der Fall. Eher konnte man damals den deutschen Sozialdemokraten den Vorwurf machen, daß sie den verschiedenen Reform-schwärmereien häufig viel zu leichtgläubig entgegen kamen. Das ist jetzt viel besser geworden, dank dem Polizeigesetz. Es hat den kritischen Sinn der Partei geschärft. Früher hätte sich mancher durch den salbungsvollen Ton der Degehäuserie betren lassen, heute fällt Niemand darauf hinein.

Prinzessin und küste sie und hielt sie so fest an's Herz gepreßt, daß er schier meinte, sie seien für immer eins geworden.

Aber schon waren auch Onkel Staat und Tante Kirche in höchster Wuth herangerast und, die Luft verfinstern, umgab sie das kolossale Heer der Wände und Ritter und Beamten und Büttel und Professoren und Soldaten, kurz alle die höchsten dämonischen Geister, welche das böse Ehepaar zum Schutze seiner unrechtmäßigen Herrschaft im Golde hielt.

„Wehe! Wehe! Wehe!“ ein heilloses Rämpfen! Was hatten dem Prinzen Mensch seine kräftigen Kräfte, was half der Freiheit ihr flammendes Schwert! Son hinten hockten sie ihnen auf den Nacken, mit Stricken umschlangen sie die edlen Lieder, mit Wehrauchdämpfen bedäubten sie ihnen die Sinne und mit Sceptern zertrümmten sie ihnen die edlen Glieder.

Nun warf man den Prinzen ins dunkelste Verließ, und wenn ihn Onkel Staat nicht mit spitzen Huthen schlug, so predigte ihm, und das war noch viel schlimmer, Tante Kirche. Die Wissenschaft, auf einmal klein und erbärmlich geworden, verdingte sich wieder als Magd, und die Freiheit war blutend, mit dem Schmutz des Hohnes besudelt, weit, weit ab in die Verbannung geschleht, verborgen, gefesselt.

Gestorben? Nein, jumeilen in stillen Nachstunden, wenn der Erbprinz Mensch in bitteren Schmerzen lag und über sein Elend nachdachte, dann sang ihm die Nachtigall das Lied von der verrathenen und verlaufenen Prinzessin Freiheit, und bei dem süßgewolligen Ton schmolz ihm das Herz in Thränen schnüchziger Liebe. Und manchmal drang ein freudiger Sonnenstrahl durch des Gängriffes Gitter und verklärte ihm: die Freiheit lebt und wird geliebt, und du sollst sie doch noch dein eigen nennen; dann jubelte sein Herz, und in Fesseln sang er ein solches Lied von der Zukunft.

Das ist aber ein trauriges Märchen, sagte das Kind, dem ich es erzähle, da ist ja nicht einmal eine Hochzeit drin.

Ja, mein Kind, und viel trauriger ist es noch, daß es schon mehr als einmal passirte und immer wieder passirt.

Hat es gar t in Ende? fragte das Kind.
O ja, sieh dich und mich. Wenn wir im Grabe liegen, am ist das Märchen aus.

(„Der arme Teufel.“)

Nicht demnach die Vörsichtigkeit der Deutscherischen Behauptung drastischer, als die Reichsgerichte der sozialistischen Abgeordneten in den letzten Sessionen vor Schaffung des Polizeigesetzes. Was war zum Beispiel die letzte Rede Johann Rost's im Reichstage? Die Verantwortung eines Gesetzes über die Legierung der Goldwaren! Wie „erzieherisch“ hat doch das Sozialistengesetz auf diesen Mann gewirkt!

Aber da kommen wir bei Herrn Deutscher an den Rechten. „Und wenn die Sozialdemokraten behaupten“, sagt er, (wir zitieren nach der „National-Liberalen Revue“), „dieses Gesetz hätte nur die Anarchie großgezogen, so könnte es ja fraglich sein, ob eine solche Behauptung im Schooße jener Partei befallenenwerth erscheint, indem ein starker Staat sicherlich leichter mit den offenen Anarchisten, den Verbrechern, fertig werden kann, als mit den Demagogen des Wortes und der Feder.“

Das ist des Pudels Kern, da haben wir den wirklichen Zweck des Schandgesetzes. Es soll Anarchisten jüchten, weil ein „starker Staat“ — und welcher Staat ist stärker als der Polizeistaat von Bismarck? — mit ihnen leichter fertig wird, als mit den verdammten Sozialdemokraten, die den Puttkamer und Konforten nicht den Gefallen thun wollen, Putz zu veranlassen, sondern sich darauf kaprizieren, die Botschaften gewisser Leute, die sich für Sozialreformer ausgeben, auf ihren wirklichen Werth für die Arbeiterklasse zu prüfen und jede Halbheit unbarmherzig zu kennzeichnen, jedem Schwindel rückhaltlos entgegenzutreten. Das ist unser Verbrechen, und darum muß das Sozialistengesetz bestehen bleiben, ob Bismarck am Ruder ist oder Beningien, ob Puttkamer über die Jugend des deutschen Volkes wacht oder Schorlemer-Riß, der im Jahre 1878, in der Sitzung vom 12. Oktober, pathetisch erklärte:

„Wer wie wir unter solchen Ausnahmegesetzen gehandelt hat, kann nun und immer mehr für ein Ausnahmegesetz stimmen.“

Was Herr Schorlemer unter „nun und immer“ versteht, siehe unten.

— Eine Ohrfeige für die Freiburger Richter. Der Gouverneur des Staates New-York hat die aus Anlaß des bekannten Chicagoer Boycotts zu längeren Gefängnisstrafen verurtheilten Arbeiter begnadigt. Welche Beweggründe den Mann wirklich dabei geleitet, haben wir nicht zu untersuchen, darüber werden unsere amerikanischen Genossen sich mit ihm auseinandersetzen. Für uns sind vielmehr die Gründe von Interesse, mit welchen Herr Hill seinen Gnadenakt vor der Öffentlichkeit motiviert, von denen er also voraussetzt, daß sie allgemeine Zustimmung finden, dem allgemeinen Rechtsgefühl entsprechen.

Er sagt da:

„Es muß zugestanden werden, daß die Anklage neu in ihrer Art und daß dies die ersten derartigen Schuldsprechungen in diesem Staat gewesen sind. Es mag mit Bewußtsein erklärt werden, daß vor diesen Schuldsprechungen es nicht allgemein begriffen wurde, daß solche Handlungen, wie die von den Gefangenen begangenen, nach dem Strafbuch Verbrechen konstituirten. Dem Gericht hatte sie durch sein Urtheil als solche erklärt und die Gefangenen waren keine Gesetzesverletzer, sondern einfache Arbeiter, die ihre Ideen über das Gesetz aus dem allgemeinen Gespräch des Volkes schöpften. Es ist schwer, sich der Schlussfolgerung zu verschließen, daß diese Gefangenen keine Idee hatten, daß sie durch ihre Handlungen irgend ein Gesetz des Staates verletzten, und daß sie in gutem Glauben handelten, wenn auch irrig und unweife. Es ergibt sich, daß Personen, die wegen der Verübung von fast gleichen Handlungen verhaftet wurden, schon früher von den Polizeirichtern New-York's mit der Begründung entlassen worden waren, daß solche Handlungen kein Verbrechen konstituirten, und die Gefangenen hatten diese Entscheidungen erfahren.“

... Distriktsanwalt Martine, welcher die Prozesse führte, schrieb mir:

„Es sind starke Gründe für den Glauben vorhanden, daß die Angeklagten instruiert worden waren, daß die von ihnen begangenen Handlungen nicht ungesetzlich waren, und daß sie, als sie dieselben begingen, nicht glaubten, daß sie das Gesetz verletzten.“

Diese Betrachtungen, aus solcher Quelle kommend, sind sicherlich nicht ohne Gewicht. ...

Die Prozesse fanden statt in einer Periode höherer öffentlicher Erregung über die Arbeiterwirren, während Streiks im Gange waren und mit Vergleichen gedroht wurde, und es ist möglich, daß die Motive der Gefangenen etwas zu streng gerichtet wurden. Nichtsdestoweniger wurden die Berufstellungen in regelmäßiger Weise auf Grund vorliegender Beweise erlangt, welche von einem kompetenten Gericht als genügend betrachtet, und keine Appellation wurde versucht. Die Berufstellung muß deshalb als gerecht betrachtet werden und ist deshalb entscheidend für die Schuld der Gefangenen. Aber die Verkürzung der Strafperioden zieht die Rechtskraft dieser Erkenntnisse nicht in Zweifel.“

... Bei der Berufstellung der Gefangenen gab Richter Barrett zu, daß „einige entschuldigende Umstände“ vorhanden seien und er sagte zu ihnen: „Sie sind vielleicht auch durch falschen Rath getäuscht oder misleitet worden.“ Er erklärte ferner: „Ich würde die Thatsache, daß Sie Irregeleiteten wurden — daß Sie bei dem einleitenden Boycott möglicherweise sich bezüglich der Gesetzlichkeit dessen, was sie thaten, getäuscht haben.“ Doch scheint es, daß diese entschuldigenden Umstände bei der Würdigung der Strafurtheile nicht so ins Gewicht fielen, wie sie sehr passender Weise hätten thun sollen.“

So Herr Hill.

Wie man sieht, läßt sich fast Wort für Wort des hier Gefagten auf das Freiburger Urtheil anwenden. Auch unsere Genossen hatten nicht im persönlichen Interesse gehandelt, auch sie waren durch frühere Gerichtsentcheidungen zu der Ueberzeugung gebracht worden, daß was sie thaten, nicht strafbar sei, ja sie konnten erst verurtheilt werden, nachdem das Reichsgericht eine neue Definition des Wortes „Verbindung“ konstatirt, und trotzdem erkannten die Herren Freiburger Richter nicht, was sie unter diesen Umständen „sehr passender Weise“ hätten thun sollen, auf das niedrigste Strafmaß, sondern auf durchschnittlich achnonatische Gefängnisstrafe. Und die Ehrenmänner des Reichsgerichts gaben ihren Segen dazu.

In Nr. 33 unseres Blattes gaben wir der Hoffnung Ausdruck, den Namen der wiederholten Freiburger Rechtstreiter bei der nächsten Ordensverleihung wieder zu begegnen. Nun, zwei derselben ist ihre Lohn schon geworden. Herr Bolzer, der Vorsitzende des Gerichtshofes, hat flüchtigweise — „mit Sachen sein helle“, sagt Ahefen — pränum erando, kurz vor dem Prozeß, seinen Orden erhalten, und Herr Deser wurde unmittelbar nach dem Prozeß zum Landgerichtsdirektor in Zwissau befördert. Wann kommen die Herren Burlian, Jacobi und Kiebold dran?

Wdgen sie sich einstweilen mit ihrem Antheil an der von New-York eingetragenen Ohrfeige trösten. Sie reicht für alle Beteiligten aus.

— Aus einer Quelle, die als die denkbar beste angesehen werden kann, erfahren wir, daß Junker Otto nicht nur, wie schon mitgetheilt ward, in das „anarchistische“ Komplott gegen den Battenberger eingeweiht war und dasselbe ausdrücklich gebilligt hatte, sondern daß auch er es war, der den Battenberger dazu verleitete, den bekannten Bettelebrief an den Zaren zu schreiben. Er erklärte nämlich, wenn dieser Brief geschrieben würde, werde der Zar sich zurüben geben und Alles in Güte geordnet. Es war dies nur eine Falle, und man weiß, wie dieser Bettelebrief von den Bismarck'schen Reptilien dann gegen den Battenberger ausgenutzt wurde, der so dumm gewesen, an Junker Otto's Ehrlichkeit zu glauben. — Daß die 5000 Millionen Mark, um welche der nämliche Junker Otto den deutschen Philister zu Gunsten des ungewohlenen „Erbsrethums“ beschwindelt hat, bei dem letzten Gang nach Dimitz eine Rolle spielten, ist unbestreitbar; allein es darf doch nicht vergessen werden, daß Junker Otto jenen 5000 Millionen-Schwindel nicht verzeihen würde, daß Junker Otto jenen 5000 Millionen-Schwindel nicht verzeihen würde, daß Junker Otto jenen 5000 Millionen-Schwindel nicht verzeihen würde, wenn er nicht in der russischen Knete die Verwirklichung eines politischen Ideals erblickte. Der langjährige nationale Abgott unseres Philistertums ist eben ein russischer Agent.

— Ein freches Banditenstück wird aus Aitona berichtet. Am vorigen Sonntag brach die Polizei bei einer Anzahl Maurer ein, unter andern auch bei dem Maurer Siben, Mitglied einer in einer großen öffentlichen Versammlung gewählten Kommission, die den Auftrag erhalten hatte, Sammlungen für unterstützungsbedürftige Berufsgenossen vorzunehmen, und später über die ordnungsgemäße Verwendung derselben öffentlich Bericht zu erstatten. In der Wohnung Siben's fanden nun die polizeilichen Langfinger in einer Kommode einen Beutel

mit 96 Mark bar, und sofort bemächtigten sie sich desselben unter dem Vorwande, es sei Spendengeld oder heimliches Fachvereinsgeld. Bergleich erklärte Siben das Geld als seinen persönlichen Sparspennig, vergeblich präsentirte er den freilich nur aus 30 Mark bestehenden Saldo der Spendengelder — was die Polizei hat, gibt sie nicht wieder heraus. Das Geld wurde als „gute Preise“ mitgenommen, und als Stützen Tags darauf bei dem Banditenhauptling Engel sein Geld zurückverlangte, erhielt er zur Antwort, es sei bereits dem Oberstaatsanwalt zugelandt, und auf eine Eingabe bei diesem wurde ihm der Bescheid, er solle doch beweisen, daß das Geld ihm gehöre, wo nicht, werde er, der Oberstaatsanwalt, darüber „verfügen“.

Heilig ist das Eigenthum, d. h. gestohlenes.

— Bravo! Mit Bezug auf die Breslauer Denunzianten-Kaffäre schreibt die Breslauer „Volkstimme“:

„Nach den hier geschäfferten Vorurtheilen hat die Arbeiterschaft der Provinz Schlesien, soweit sie zur Arbeiterpartei gehört, eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Sie muß aus unzweideutigste darthun, daß sie mit Leuten wie Zimmer, Störmer, Hödel und Kuhnert nichts gemein hat und mit ihnen nicht identifizirt werden darf. Zwischen dem ehrlichen Arbeiter, unter dessen gestültem Wamme ein braves Herz schlägt, und dem Denunzianten sowie seinen Handlangern darf keine Gemeinschaft mehr sein.“

Wir gehen schmerzlich fehl, wenn wir in diesen Worten den Ausdruck des Urtheils der sozialistisch gesinnten Arbeiterschaft Breslans erblicken. Obwohl wir keinen Augenblick darüber in Zweifel waren, daß dasselbe in diesem Sinne ausfallen werde, können wir doch nicht umhin, zu dieser so energischen Zurückweisung der Denunzianten von Herzen Bravo! zu rufen. Mögen die Barschen, die sich eines verhassten Konkurrenten dadurch zu entledigen suchten, daß sie ihm aus einer Rechtsprozeß, die in keinem freien Lande besteht, einen Strich zu drehen suchten, sich ihres gelungenen Streiches freuen, der Bewrathung aller anständig Denkenden, gleichviel welcher Partei, sind sie gewiß.

— Verdientes Schicksal eines Denunzianten. Aus Chicago wird unterm 10. Oktober gemeldet: Dem Ex-Anarchisten Waller, der im Anarchistenprozeß den Angeber gespielt hat, ist es gestern Abend schlecht ergangen. Er wachte es, in eine Bierwirtschaft in der Wells Str. zu gehen, in der die revolutionären Schweizerischen Arbeiter verkehrten. Ungefähr 50 Arbeiter befanden sich in dem Lokale, die sofort aufrührerisch wurden, als sie den infamen Revl erblickten. So wie er an den Schenkisch trat, wurden von den Tischen her Jurose laut, die den Mann veranlaßten, sofort den Rückzug anzutreten. Das nützte aber nichts. Die Arbeiter verfolgten und umzingelten ihn; er wurde gepöbel, gewürgt und erhielt einige derbe Prüfte, die ihn niederstreckten. Es gelang ihm jedoch bald, sich zu erheben und zu fliehen. Von einiger Entfernung aus richtete er auf die Arbeiter, die ihn noch immer verfolgten, seinen Revolver und gab einige Schüsse ab, jedoch ohne Jemanden zu treffen. Er wurde abermals gepöbel und gewürgt und gerorfeigt und wieder losgelassen. Er eilte von da aus zu Capt. Schaal's Polizeistation und meldete den Vorfall. Es gelang aber der sofort ausrückenden Polizei nicht, der Verfolger Waller's habhaft zu werden.

Waller hat seit dem Anarchistenprozeß noch keine Arbeit in seinem Gewerbe finden können und mußte in Folge anonymer Drohungen mehrere Male seine Wohnung ändern.

Ein Bravo den Chicagoer Arbeitern!

— Beliebig auszufüllen. „Wir halten die deutsche Politik gegenüber den ... Parteien für die einzig richtige. Nirgends sind die ... so wahr, so anständig, so bescheiden, als in Deutschland, und wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, so müssen wir sagen, daß das hauptsächlich die Bismarck-Puttkamer'sche Erziehung zu Wege gebracht hat. An ihren Früchten soll man auch jede Politik erkennen und wenn wir behaupten, daß Bismarck die deutschen ... mehr eingeschüchert hat, als man in jedem anderen Lande der Welt bei ihren Gesinnungsgenossen finden wird, so fragen wir jeden Unbefangenen: Ist das wahr, oder ist das nicht wahr?“

Der vorstehende Satz ist entnommen dem ultramontanen „Westfälischen Courier“, dem Organ des westfälischen „Bauernbunds“ Schorlemer-Riß. Die von uns weggelassenen Worte heißen der Reihensfolge nach: „sozialrevolutionäre“, „revolutionäre“, „Katholen“, „man kann aber, ohne das Gewicht der Ausführungen zu beeinträchtigen, beliebig andere Worte in die Lücken hineinschieben, so z. B.: „ultramontanen“, „Klerikalen“, „Katholiken“. Es ist ein Schema, das auf alles und jedes paßt, und mit Hilfe dessen man jede Polizei-Infamie beschönigen kann. Und wenn wir behaupten, daß keiner Partei solche Hundsfotterei mehr zur Schande gereicht als den Ultramontanen, deren Tiraden gegen alle und jede Ausnahmegesetzgebung noch ungeschaffen sind, so fragen wir jeden Unbefangenen: „Ist das wahr, oder ist das nicht wahr?“

— Ein göttliches Weib. Vor dem Landgericht zu Kugsburg hatte sich letzte Woche eine Bauersfrau zu verantworten, welche längere Zeit bei ihren Milchlieferungen an einen Käsebesitzer einer Quantität von sieben Liter Milch etwa einen Liter Wasser beimgenigt. Die Bauersfrau gab die Anklage zu, wollte aber hierbei nicht eine Rohungsmittelkalkulation begangen haben, denn sie habe ihren und den religiösen Gefühlen ihrer verkorenen Eltern gehorcht, nicht göttliches Wasser, sondern aus Gottesfurcht, und um weiter einer Verurtheilung gegen Gott zu entgehen, Weichwasser beigegeben. Sie betraute die von ihr begangene Handlung, Spendung von Weichwasser an die Milch, als einen Dank für die von ihren Kühen ihr geworbene Gabe Gottes.

Das Landgericht, heißt es, war anderer Ansicht und verurtheilte sie zu 30 Mark Geldstrafe. Mag gelten, denn die Kunden wollten Milch und kein Weichwasser. Aber doch war die Argumentation der Bauersfrau unschlagbar — so unanfechtbar wie ein Kaiserwort. Schade, daß sie sich nicht auf Wilhelm's Beispiel berufen, der, um Gott dafür zu danken, daß er ihn von den Robbing'schen Schrotkugeln gerettet, Ausnahmegesetze und Belagerungszustand verhängte, und seinen göttlichen Strich in Berlin aus Gottesfurcht und um einer Verurtheilung gegen Gott zu entgehen, durch Ausweisung von Familienvätern feierte. Jedenfalls hat sie ein Kaiserwort in seinem ganzen Werthe erfaßt: „Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben.“

— Die amerikanische Arbeiterbewegung kommt immer mehr in Fluß, und folglich auch in das sozialistische Fahrwasser. Henry George hat sich bald überzeugt, daß es nicht genügt, als Arbeiterkandidat aufzutreten, und hat sich in seiner Kandidatenrede als sozialistischen Arbeiterkandidaten, wo nicht ausdrücklich bezeichnet, doch unzweideutig hingestellt. Es zeigt sich an ihm recht schlagend, wie die Logik der Thatsachen die Menschen beherrscht und vorantreibt. In seinen bisherigen Schriften ist Henry George stets aus Sorgsamkeit dem Sozialismus aus dem Weg gegangen; er hat ihn fortwährend angekreift, und niemals bekämpft und niemals — erfaßt. Er hat unter dem Druck der Bewegung, die ihn auf den Schild erhob, einen Schritt vorwärts machen, und eine Forderung aufstellen müssen, die einen entschiedenen sozialistischen Charakter hat. Wir meinen die Forderung, daß die Lohnarbeit abgekauft und durch die kooperative Produktion ersetzt werden soll. Daß die Lohnarbeit die Grundlage des Kapitalismus ist, brauchen wir unsern Lesern nicht erst auszuführen. Ein konsequenter, zielbewusster Kampf gegen die Lohnarbeit ist ein Kampf zur sozialistischen Emanzipation des Proletariats. Leider — und es wäre thöricht, wollten wir uns in Illusionen wiegen, oder Illusionen erwecken — darf nicht außer Acht gelassen werden, daß in englischen und amerikanischen Köpfen diese Forderung noch von mancherlei tradesunionistischem Rebel umhüllt ist, der noch befeigt werden muß. Die englischen und amerikanischen Trades-Unionisten sowie die Arbeitertritter und andere amerikanische Arbeiterorganisationen sind nämlich zum Theil noch in dem Wahne befangen, die Lohnsklaverei lasse sich allmählig durch kooperative Assoziationen verdrängen, welche von den Arbeitern mit ihren Arbeitergroßen begründet werden.

Unsere deutschen Arbeiter sind sich in Bezug auf diesen Punkt vollständig klar; sie wissen, welche gewaltiger Humburg die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften waren, die ja dem, was man in England und Amerika unter Kooperationsgenossenschaften versteht, genau entsprechen. Und ebenso wie Schulze-Delitzsch es that, legen auch die Trades-Unionisten und Arbeitertritter ein ganz besonderes Gewicht auf die Coöperative Stores oder Konsumvereine, die den kapitalistischen Produktionsprozeß gar nicht direkt treffen. Wenn der gesammte Groß- und Kleinhandel durch

Konsumvereine ersetzt würde, würde die Ausbeutung und Ausfaltung der Arbeiter durch den Kapitalismus noch ungeschwächt fort dauern können; und wenn der Kapitalismus sonst unberührt bliebe, würde eine allgemeine Einführung der Konsumvereine nur die Herabdrückung der Löhne um den Betrag der durch die Konsumvereine ersparten Summen zur Folge haben — so daß also die Arbeiter thatächlich gar nichts gewonnen hätten.

Das, worauf es ankommt, ist die Beseitigung der kapitalistischen Produktion, welche den Lohnarbeitern des Ertrags der Arbeit in die Taschen der Kapitalisten bringt, den Arbeiter zu einer proletarischen Existenz verurtheilt, und die Urquelle all jener schmachvollen Zustände und Ungerechtigkeiten bildet, deren Ausrottung sich der Sozialismus zur Aufgabe gesetzt hat. Produktiv-Assoziationen können allerdings dem Kapitalismus gefährlich werden, jedoch nur unter der einen Bedingung, daß sie auch solide genug fundirt sind, um die Konkurrenz mit der kapitalistischen Großproduktion auszuhalten. Sind aber die Arbeiter im Stand, die hierzu nötigen Mittel durch freiwillige Beiträge zu beschaffen? In Deutschland ist die Frage zur Genüge ventilirt worden, und wir wissen, daß es nicht der Fall ist. Es gibt nur eine Möglichkeit: daß die Arbeiter, um den Bismarck'schen Ausdruck zu gebrauchen, die Linke der Gesetzgebung in die Hand nehmen, und zwar kräftig, und für die richtige „Staatschule“ aus den Taschen der Herren Kapitalisten selbst sorgen.

Mit kleinen Experimenten ist da nicht gedient. Und das ist es, was die englischen und anglo-amerikanischen Arbeiter noch nicht begriffen haben und was ihnen begreiflich gemacht werden muß.

— Aus den Zeitungsnachrichten, die uns jetzt über die zweite Auflage des Chicagoer Bombenprozesses vorliegen, geht hervor, daß es sich um den Antrag der Angeklagten auf Bewährung eines neuen Prozesses handelte. An Stoff zur Begründung des Antrages fehlte es nicht, aber da die Entscheidung über den Antrag nach dem eigentlichen amerikanischen Gebrauch in den Händen des besagten Richters liegt, der den ersten Prozeß leitete, ihm also zugemuthet wird, selbst einzusehen, daß er Fehler begangen oder mindestens passiren ließ, so ist ein solcher Antrag schon unter gewöhnlichen Umständen in 99 von 100 Fällen aussichtslos, um wie viel eher in diesem Falle, wo der Richter es gar nicht für nöthig hält abzuleugnen, daß es sich um einen reinen Tendenzprozeß handelte. So sagt er in seiner Begründung der Zurückweisung des Antrages wörtlich: „Es erfolgte die Verurtheilung nicht auf den Grund hin, daß die Angeklagten direkt an der That betheiligt waren, welche den Tod des Politikers Deagan zur Folge hatte, sondern aus Grund, wie auch in den Instruktionen erläutert wurde, daß die Angeklagten durch Reden und Zeitungsartikel die Volksmassen zur Verübung von Mord und Gewaltthaten aufreizten und die Zeit, den Ort u. zur Ausführung derselben dem persönlichen Willen der Betreffenden überließen, und daß in Folge dieser Aufreizungen, schlechten Rathschläge u. und dadurch beeinflusst, irgend eine Person die Bombe warf, welche den Tod von Michael Deagan veranlaßte.“

Jeder derjenigen, welche in jener aufgeregten Zeit am Heumarkt durch Reden, in welchen die Massen abermals zur Gewaltanwendung aufgefordert wurden, die Aufregung aufs Höchste reizerten, so daß beim Herannahen der Polizei eine Person, ob nun identifizirt oder nicht, in dem Uebermaß der Kutregung die verderbbringende Bombe warf, jeder dieser Redner ist erst recht des Verbrechens schuldig. Wenn irgend etwas durch Umstandsbeweise erwiesen wurde, so war es dies, daß der Bombenwerfer die That in Folge des Einflusses beging, den die von den Angeklagten gehaltenen aufreizenden Reden und die in den von denselben redigirten Zeitungen enthaltenen Brandartikel auf ihn ausübten. Die Reden dieser Angeklagten waren es somit, welche diesen Bombenwurf erzeugten. Es steht dieser Fall beispiellos da und ist daher ein Beruf auf richterliche Entscheidungen bei demselben nicht möglich; es ist der erste Fall dieser Art.“

So wörtlich der Richter und Ehrenmann Gary.

Ja, beispiellos, das ist in der That das richtige Wort, denn beispiellos ist es, Leute wegen der Tendenz ihrer Reden als Mörder hingerichtet zu werden. Was haben nicht schon Anhänger der bürgerlichen Parteien in Amerika in puncto Anreizung zum Morde geleistet! Und doch ist es keinem eingefallen, sie zur Verantwortung zu ziehen. Das Fortwende dieser Art Rechtsprechung kommt daher auch immer weiteren Kreisen zum Bewußtsein, so daß selbst die „Illinois Staatszeitung“ sich veranlaßt sieht zuzugreifen, daß „nicht nur unter der eingewanderten, sondern auch unter der eingeborenen Bevölkerung die Zahl derjenigen, welche eine Umwandlung des Todesurtheils in Strafgefängnis wünschen, täglich zunimmt. Davon kann sich Jeder überzeugen, der Ohren zum Hören hat. Wir sprechen hier nicht von Kommunisten oder Sozialisten, sondern von streng konservativen Leuten, welche das Urtheil der Geschworenen im Prinzip durchaus billigen, aber dennoch keine Willkür durch den Gouverneur wünschen.“

Und das bürgerlich-konservative Blatt fährt fort:

„Es sei Unrecht“, sagt man in jenen Kreisen, „nur die Anarchisten zu hängen, während so viele erbarmungslos Monopolisten und Blutsauger in allen Theilen des Landes ungedrängt, ja ungestraft bleiben. Es sei unbillig, sieben Schüler Johann Rost's zu hängen, während Rost selbst in New-York mit einer kurzen Freiheitsstrafe davonkommen sei, und während es, nach der Erklärung des Richters Gary selbst, nicht in der Macht des Staates Illinois stehe, ihn seinen hiesigen Opfern beizugehen. Wieder Andere sagen: Nach dem Strafgesetz der meisten anderen Staaten würden die Chicagoer Angeklagten, da keinem von ihnen eine unmittelbare Mitwirkung bei den schrecklichen Mordthaten auf dem Heumarkt nachgewiesen worden sei, der Todesstrafe, wenn auch nicht der Gefängnisstrafe, entgangen sein und es sei allzu hart, gerade in Illinois den Galgen in einem Falle walten zu lassen, in welchem anderswo die Strafanstalt walten würde.“

Die Haltung der Berufstellen vor Gericht verdient im allgemeinen volles Lob. Sie haben sich sämtlich als gesinnungstüchtige Männer erwiesen und keine Spur von Schwäche gezeigt. Gegenüber den Schimpereien der kapitalistischen Presse halten wir uns verpflichtet, das ausdrücklich anzuerkennen. Von den Schlüßreden ist besonders die Spies'sche hervorzuheben, und wir denken im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir dieselbe in der nächsten Nummer zum Abdruck bringen.

Natürlich verlassen sich die Berufstellen nicht auf einen Gnadenakt, sondern werden an das Obergericht des Staates Illinois, bzw. an das Oberbundesgericht gehen, um ihr Recht zu erkämpfen, ohne sich freilich darüber Illusionen hinzugeben, was sie von diesem Kollegium zu erwarten haben. „Das Obergericht des Staates“, sagt das „Illinois Tagbl.“, „ist jedenfalls nicht weniger, sondern eher mehr identifizirt mit den Selbstsüchtern und die Schmieglamtheit des höchsten Bundesgerichts ist zu bekann, als daß man erwarten dürfte, es werde sich dem Willen der herrschenden Klasse widersetzen.“

Man wird sie durch alle Instanzen verurtheilen und dann zu lebenslänglicher Einlieferung „begnadigen“. Auf diese Weise beruhigt man zugleich den Selbstsüch und das Gewissen.

— Der arme abgebrannte Bismarck hat eine Erbschaft gemacht. Ein in Mexiko kürzlich verstorbenen Deutscher, Namens Philipp Ruch, hat, nach dem „Börse-Courier“, in seinem Testament u. A. auch dem Reichskanzler Fürsten Bismarck die Summe von dreitausend Dollars vermacht. Der Verstorbene wird als ein etwas sonderbarer Hagedolch gebildet, der jeden Cent sparte, sehr nothdürftig lebte und sich jeden Genuß entzog, obgleich er sich nach seinem Vermögensstande ein sehr behagliches Leben hätte schaffen können. — „Sollte“, fragt die „Freisinnige Zeitung“, „der Verstorbene bei gesunden Sinnen gewesen sein?“

„Si, warum nicht? Geizhähle vererben an Leuten, von denen sie wissen, daß sie den Werth des Geldes zu schätzen wissen.“

— Auch eine „Beliebigung“. In Reichenbrand bei Chemnitz hat ein dortiger Strumpfwirker bei Gelegenheit einer Armenvereinsitzung den anwesenden Pfarrer Koch einfach mit Herr Koch angeredet, wofür ihn dieser wegen „Beliebigung in Ausübung seines Berufs“ verurtheilt hat. Auf ein recht demüthiger Christ sein, dieser empfindliche Pfaffe. Wir würden es an des Belagten Stelle einmal versuchen und ihn mit dem, seinem Berufe entsprechenden Titel — Pastor — anreden.

— Von Nah und Fern. Vom alten Wilhelm hieß es dieser Tage, er sei am Sterben. Dem ist aber nicht so. Als Beweis, daß

er lebt und seinen Regentenberuf verrichten kann, hat er, wie der Telegraph berichtet, am 25. Oktober in Blankenburg 19 Stück zu Tode geschickte Hochmuth und 9 dito Saunen abgeholt. „Run danke alle Gott!“ — Der bayerische Minister Luz und seine Komplizen haben in der vorigen Woche 7 Redakteure — 5 Katholiken und 2 Demokraten — welche das Verhalten dieser Streber gegenüber dem Kaiser Ludwig II. zu bekräftigen gewagt, morgen Verhaftung zu Gefängnisstrafen bis zu 4 Monaten verurtheilt lassen. Wo bliebe auch die staatliche Ordnung, wenn jeder Minister eines unzurechnungsfähigen Monarchen ungehindert vor der Öffentlichkeit zur Rechenschaft gezogen werden dürfte! — Die Kuffebung des offiziellen Charakters unseres Blattes durch die Erklärung der sozialdemokratischen Fraktion des deutschen Reichstages hat der Presse Veranlassung zu allerhand Kommentaren gegeben. Am präzisesten äußert sich die „Eiserfelder Zeitung“, indem sie sagt: „Das Blatt und seine Freunde bleiben natürlich auch in Zukunft die Alten.“ Stimmt! — In Hamburg sind auf die Kuffebung eines nachlässigen Frauennimmers hin der Arbeiter Big, vier Arbeiter und ein Soldat, die bei Big verkehrt hatten, verhaftet worden, ferner ist ein Freund des Big, der in Lüneburg seine Militärzeit abdiene, auf telegraphische Anweisung von Hamburg dort verhaftet und nach Altona überführt worden. Es sollen nämlich — man entsehe sich nicht! — bei Big „sozialistische Schriften“ gelesen worden sein, wozu sich seine Bekannten immer eingefunden haben.“ Und deswegen stellt man ehrliche Arbeiter auf Wochen in Untersuchungshaft. Die Schurken werden immer frecher. — Die italienische Regierung hat den Arbeiter Emilio Kerbs, den sie, weil absolut nichts gegen ihn vorlag, aus der Untersuchungshaft entlassen mußte, ausgenommen. Wie sagte doch Capour? „Mit Ausnahme des Königs von Schweden zu Dertzen genommen zu haben, denn er bereitet, angeführt des Fortschritts der sozialistischen Bewegung, ein „Ausnahmefall nach deutschem Muster“ vor. Vielleicht lernt er mit Hilfe desselben das Regieren, bis jetzt konnte er nur schlechte Verse machen. — Professor Adolf Wagner, der es mit der Geldmacht verlor, weil er den Staatssozialismus nicht vollständig schwindelhaft nahm, hat dafür von der Bismarck'schen „Recht“ den bekannten Fustriert erhalten, desgleichen sein Lebensfreund Stöder, der nicht mehr „sieht“ und deshalb gehen kann. Wer kommt jetzt dran?

— Die Agitationstour unserer Genossen in Amerika ist von so unerwartet großem Erfolge, daß die Gegner der Arbeiterklasse in ihrer ohnmächtigen Wuth gar nicht mehr wissen, was sie thun sollen. Der Versuch, durch einen Polizeikoup gleich von vornherein die Kampagne zu vereiteln, ist schmachvoll mißlungen, und ebensowenig ist es gelungen, die Amerikaner durch das Weipens des Anarchismus ins Hochhorn zu jagen. Für dieses doppelte Mißgeschick sind nun die Gegner dadurch, daß sie in die europäische Presse die verlogenen Berichte bringen, wobei das berühmte Neuter'sche Telegraphenbureau nebst seinem Berliner Reptilbruder die Hauptdienste leistet. In diesen Berichten wird die Wahrheit in der schamlosesten Weise auf den Kopf gestellt — die Sozialisten werden mit den „Anarchisten“ zusammen gemorfen, die Bekämpfung der bei jeder Gelegenheit die grundtätliche Verächlichkeit des Sozialismus mit Anarchismus betont, zu einem nutzlosen Anarchisten gemacht; Frau Mary-Koeling zu einer wahnsinnigen Petroleuse, die von der Reberschule herab schreit: Der Sozialismus muß ein Ding des Todes und des Schredens werden — und so weiter. Natürlich gibt es in Europa Zeitungen, die den Blödsinn ruhig abdrucken, und wohl auch einige Dumme, die ihn glauben. Und daß die deutsche Polizei Kapital daraus zu schlagen sucht, versteht sich von selbst — sie kann auch ihr eigenes Rind nicht verleugnen, denn die Lügen-Telegraphenbureau sind einfache Polizeianstalten.

Für uns hat die Sache nur insofern ein Interesse, als sie einen neuen Beweis der geistigen und sittlichen Verkommenheit unserer Gegner liefert.

— Italien. Einen seit langem vernünftigen Kameraden durften wir in diesen Tagen zu unserer Freude wieder bewillkommen: das „Fascio Operaio“, das seit der schmachvollen Verhaftung aller seiner Redakteure wie überhaupt der hervorragenden Mitglieder der Arbeiterpartei durch die Depressische Bande seiner Erzweimen einstecken mußte, ist, nachdem die Gefangenen nach achtstündiger Untersuchungshaft freigelassen worden, nunmehr wieder erschienen. In seiner ersten Nummer debatiert er sich für die Gunsten der Verhafteten in der Zwischenzeit geleisteten Spenden, und gedenkt dabei auch ganz besonders des Beitrages, den unser Blatt seinerzeit dem italienischen Untersuchungsfonds zugewendet. Indem wir von dieser Anerkennung Akt nehmen, versichern wir unsere italienischen Genossen, daß wir uns freuen, wenn die geringe Summe — die wir gern verdoppelt hätten, wenn unsere Partei nicht selbst eine unterbrächte wäre — dazu beigetragen hat, das Band der Solidarität zwischen den Klassenbewußten Arbeitern Italiens und Deutschlands zu festigen.

Korrespondenzen.

Leipzig. In Nr. 41 des „Sozialdemokrat“ befindet sich ein Bericht über die Demonstration bei der Ausweisung Schumanns, der mehrere Unwahrheiten enthält, und halte ich es deshalb für meine Pflicht, mit kurzen Worten über dieselbe sachgemäß zu berichten.

Schumann hatte Sonnabend den 25. September seine Ausweisung erhalten und beschichtigte Sonntag den 26. September den Bonnbezirk zu verlassen. Er ist nun neben seiner Parteitätigkeit auch in dem ehemaligen Tischler-Zachverein (auf Grund des Schandgerichtes aufgelöst) eine ziemlich rege Thätigkeit entwickelt hatte, so fanden sich wohl an 300 Personen, theils Bestimmung, theils Nachgenossen, im neuen Schützenhaus ein, um ihm das Geleit zur Stadt hinaus zu geben. Anfangs wurde beabsichtigt, die Stadt zu meiden, schließlich aber ging man davon ab, und so bewegte sich der Zug zunächst in aller Ruhe durch die Frankfurterstraße, Reußhüter-Steinweg, Pfaffenroterstraße nach Gohlis zu. Erst als der Zug am Ausgang der letztgenannten Straße angelangt war, ließen es sich Einige nicht mehr nehmen, eine rothe Fahne aufzuhissen und die Marktwache anzustimmen. Der Zug zog unter Gesang weiter, da kam am Exercierplatz bei Gohlis ein Pferdebahnwagen gefahren und als derselbe den Zug erreichte, sprangen vier Individuen herunter und stürzten sich ohne Weiteres, gleich wilden Thieren, in den Zug, um die Fahne zu ergreifen. Das aber ging nicht so schnell, im Nu waren alle vier gepackt und auf den Straßendamm geworfen, worauf der Zug seinen Weg weiter marschirte; doch bald richteten sich diese Kerle auch wieder auf, zogen Revolver hervor und drohten zu schießen. Jetzt erkannten erst Einige, daß diese vier Wütherrische Spitzel waren; jedoch ohne noch irgend etwas zu thun, zog man ruhig weiter, da man den Zwischenfall für erledigt hielt. Aber weit gefehlt, denn als der Zug das Dorf Bäckern erreichte, sah er sich von der inzwischen aufgebotenen und hinzugesellten Schutzmännerei (wohl 100 an der Zahl) und einer Militärpatrouille eingeholt und nun ging das Verhalten los. Fünf Arbeiter, alles ganz unschuldige Leute, und an dem „Erz“ durchaus gar nicht betheilig, wurden verhaftet und unter harter Schutzmännerei-Sorte nach der Stadt gebracht, wo sie in Haft behalten und andern Tags an die Staatsanwaltschaft abgeliefert wurden.

Doch nicht genug damit, die Verhaftungen wurden fortgesetzt, und am Montag den 27. noch weitere sieben Mann geholt, und auch das genügte noch nicht. Wo man von irgend jemand herausfinden konnte, daß er am genannten Tage sich auf dem Wege befunden, der wurde noch nachträglich verhaftet. Mit der Zeit muß man sich aber doch der Lächerlichkeit und Brutalität der Polizei bewußt geworden sein, und sind daher eine Anzahl wieder aus der Haft entlassen worden. Immerhin befinden sich aber noch neun unschuldige Opfer (darunter ein Familienvater) im Gefängnis und sieht man hier mit Spannung ihrem Schicksal entgegen.

So der wahre Sachverhalt über diese Affäre. Denkt man über sie etwas nach, so muß wohl Jeder zu der Ansicht gelangen, daß thatsächlich die Polizeischurken die Anstifter waren, denn die Schläger laufen herum und Unschuldige sperren man ein. Dazu kommt noch, daß, wie wir hier genau wissen, die Schläger und Radaumacher gar nicht zu uns

gehören, sondern uns ganz unbekannt sind und sich erst auf dem Wege uns angegeschlossen hatten.

Am 12. Oktober erhielt wiederum einer unserer besten Genossen die Ausweisung, nämlich der Cigarrenmacher Franz Hoffmann in Stötteritz. Zugleich wurde demselben dabei erklärt, daß er für jedwede etwaige Demonstration verantwortlich sei, was er jedoch mit aller Entschiedenheit ablehnte. Wie nun Jeder aus Nachstehendem erfahren wird, leibhaftig die Polizeischurken bei dieser Gelegenheit ihrem Treiben die Krone aufzusetzen. Es war Donnerstag den 16. dieses, als sich die Genossen in Stötteritz im Gasthof zum deutschen Haus einfinden, um das letzte Glas mit ihrem Bruder zu trinken. Es hatten sich wohl an 2000 Mann eingefunden, und Hunderte mußten umkehren, weil kein Platz frei geblieben war. Mann an Mann gedrängt standen die Genossen, Niemand konnte durchkommen. Aber sie sollten nicht lange allein bleiben. Ein halb neun Uhr rückte der erste Zug Schutzmännerei, 40 Mann, unter Führung des Hauptmanns v. Rosbach-Leibnitz heran und nahm direkt vor dem Sozialen Aufstellung, während die ganze Bezirks-Gendarmarie, etwa 20 Mann stark, auf und ab patrouillirte und stets den Versuch machte, in den Saal zu kommen (natürlich aber umsonst). Doch das war noch nicht Alles, jeder Ein- oder Auszug zum Dorf war mit starken Schutzmännern besetzt und außerdem — man höre und staune! — mandirten zwei Kompanien Soldaten, mit schwarzen Patronen versehen, in der Nähe. Dünne Blätter schreiben, daß 250 Schutzmännerei in Uniform (ohne das Haar von Spiegeln) aufgeboden waren, den Staat zu retten — abgesehen, denn zu retten gab es diesmal nichts. Die Genossen verhielten sich ebenso ruhig wie selbstbewußt, und so mußte das ganze benannte Banditenheer, von denen man es den Weissen anmerkte, daß sie förmlich nach Blut lechzten, unverrichteter Sache wieder abziehen. Wie erwünscht ihnen ein Blutbad gewesen wäre, zeigte recht deutlich der Ausbruch eines dieser Ordnungsbildern, den ich Gelegenheit hatte, mit anzusehen. Zwei Gäste in der Gaststube hatten einen kleinen Wortwechsel, schon raffelten die Säbel, als ein dortiger Spielbürger in seiner Unschuld zum Wächtermeister beruhigend sagt: „Haben Sie nur keine Angst, ich glaube nicht, daß hier irgend etwas passiert.“ — „Was“, brüllte dieser, „Angst! Euch Kerle zu wollen wir's schon anfreichen!“ Nun, zu freichen gab es leider nichts, und Säbel und Revolver mußten in Scheide und Tasche bleiben. Die Genossen aber haben gezeigt, daß sie sich trotz aller Gewaltthaten und Schutzmännerei weder einschüchtern noch provozieren lassen, sondern den Polizeimännern gegenüber ihre Forderungen treffen, und das ist recht so.

Im großen Ganzen entwickelten die Polizeischurken hier eine Thätigkeit, als große eine Verbrecherbande aufzuführen. Sind doch außer den hiesigen noch 25 Spitzel von Berlin hierher dirigirt, wovon 3 in Plagwitz stationirt sind. Der eine dieser Zimmerbrüder gab sich für einen schweizerischen Genossen aus, fand aber keinen Glauben, denn der Jhring-Mahlwau blühte zu deutlich durch. Auch der hiesige Wächtermeister Dr. Kahl gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Sozialdemokraten auf den Hals zu kommen, stellt er sich doch sogar hinter alle Wachweiber (Blitz- und Gleich gestellt sich gern), aber auch diese werden ihm nicht helfen können, denn die Genossen werden den Vorfällen scharf im Auge behalten.

Genug für heute; mögen die Genossen aus dem Mitgetheilten die Lehre ziehen und sich durch keinerlei Provokationen hineinziehen lassen. Es geht ja längst vorwärts, und wenn unser Tag hereinbricht, werden wir alle diese Lumpenstreiche in Abrechnung bringen, und die Salunken sollen durchaus nicht zu kurz kommen, dessen können sie versichert sein.

Die rothe Eiserwache.

Ohau. Wenn wir diesmal den Raum des Parteiorgans in Anspruch nehmen, so geschieht es, um das Ableben eines unserer besten Genossen zu konstatiren. Am 14. September starb hier der Cigarrenarbeiter Karl Reichner im Alter von 26 1/2 Jahren an der Berufskrankheit. Wir verlieren an ihm einen Mann, der, so lange er konnte, unermüdet für das Wohl der arbeitenden Klasse eingetreten ist, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir ihn für die Seele unserer ganzen Bewegung hierorts bezeichnen. Sein ehrlicher und unegonistischer Charakter machte ihn bei Jedermann beliebt, nur nicht bei den Kapitalisten und der Polizei. Man ging in diesen Kreisen so weit, zu erklären, Reichner habe sich seine Krankheit durch Saufen und Dummeln selbst zugezogen. Natürlich, wenn ein Arbeiter die Schwinnluft kriegt, so hat er sie vom Saufen, ein Reicher dagegen erhält sie vom Couponabschneiden. Wir, die wir den Verstorbenen kannten, betrauern ihn aufrichtig, und werden sein Andenken zu ehren wissen. Da wir mußten, daß sich die Polizei zur Verurteilung einfinden und uns zum Friedhofe begleiten werde, damit uns auf dem Wege kein Leid geschehe, so war beschlossen worden, keine rothen Anzeichen zu tragen, überhaupt Alles zu vermeiden, was die Kampfkraft der Polizei anstoßen könnte. Ein einfacher Kranz mit weißer Schleife wurde dem Sarge vorangetragen, als „Eiserwache“ waren zwei Polizisten und zwei Gendarmen erschienen, die den Zug vorbeiziehen ließen, und als wir auf dem Friedhofe anlangten, waren alle vier Hüter des Gesetzes auch schon anwesend. Da der Verstorbene aus der Landesliste ausgestrichen war, so gab es kein Passengewand. Als der Sarg hinabgelassen war, wozu eine Musikpelle ein passendes Musikstück gespielt hatte, wollte Genosse Paul Fährkel aus Breslau dem Verstorbenen ein paar warmempfundene Worte nachrufen, er war jedoch kaum über die Anrede hinaus, als schon der Polizist Anders wie ein Tiger gesprungen kam und ihm jedes Sprechen verbot. Fährkel mußte sich fügen und warf noch einige Blumen in das Grab. Man sah aber, wie sich die Enttäuschung über diesen Gewaltthat auf den Gesichtern aller Anwesenden abspiegelte, und die Polizei bekam Aufseher zu hören, die gerade nicht sehr schmeichelhaft waren. Hinterher meinte der Polizist Anders zu Fährkel, es thue ihm leid, daß er habe einschreiten müssen, aber er könne nicht dafür, er sei beauftragt, so zu handeln; das Begräbniß sei recht schön und würdevoll gewesen u. s. w.

Wir glauben es der Polizei, daß sie manches nicht gern macht, wozu sie kommandirt wird, wir kennen aber unsern Spürhund Anders besser, als er glaubt. Man bildet sich jetzt hierorts ein, nachdem Reichner todt ist, sei die Bewegung auch todt. Wir wollen die Deutschen auch dabei lassen und im Stillen thätig weiter agitiren, um neue Anhänger zu gewinnen, die nächsten Wahlen sollen es beweisen. Nachträglich ist von Breslauer Genossen ein schöner Lorbeerkranz mit rother Schleife auf das Grab Reichners gelegt worden. D.-R.-H.

Senf. Samstag den 9. Oktober fand im Deutschen Arbeiterverein Versammlung statt mit der Tagesordnung: „Ist die nationale Organisation der Arbeiterparteien noch genügend gegenüber den reaktionären internationalen Bestrebungen der Regierungen? Wenn nicht, in welcher Form kann eine internationale Verbindung der Arbeiterparteien geschaffen werden?“ In Anbetracht, daß mittlerweile diese Frage vom „Sozialdemokrat“ in die öffentliche Diskussion gebracht worden, beschloß die Versammlung, das Ergebnis ihrer Erörterung im Parteiblatt zu veröffentlichen.

In Bezug auf die erste Frage verpflichteten alle Redner den Ausführungen des „Sozialdemokrat“ bei. Dagegen war man auch allgemein der Ansicht, daß ein Modus gefunden werden müsse, welcher eine engere Verbindung aller Arbeiterparteien ermöglichte. Es wurde in dieser Hinsicht vorgeschlagen, daß der nächste internationale Arbeiterkongress ein Kongresskomitee zu ernennen habe, welches beauftragt wird, den nächstjährigen Kongress zu organisiren. In diesem Kongresskomitee wäre der Zentralpunkt einer internationalen Verbindung geschaffen. Dort laufen alle Korrespondenzen ein und von dort wird berichtet, was vorgeht. Die Vortheile einer internationalen Verbindung brauchen im „Sozialdemokrat“ nicht erst auseinandergelegt zu werden, dagegen wollen wir die eine solche internationale Verbindung erwähnen. Es wurde hervorgehoben, daß bei dem Ziehen eines einheitlichen Programmes allen Arbeiterverbindungen die Hand geboten werde, und daß die Selbständigkeit derselben vollkommen gewahrt bleibe. Ebenso ist es möglich, durch Aufhellung der nächstliegenden wirtschaftlichen Fragen (Fabrikgesetz u.) alle Arbeiter zu interessieren. Wird aber das Interesse geweckt, so werden sie auch kommen, und sind erst diese Generaldiskussionen erreicht, so haben wir gewonnen Spiel. Denn so gut wie die Selbstthätigen Sozialisten wurden, so gut wie die Trade Union's sozialistischer werden, so gut werden auch andere zurückgebliebene Elemente von der Erkenntnis des modernen Sozialismus mitgeriffen werden.

Eine solche Verbindung, entgegnete ein Redner, die nur sozusagen auf den Kongressarbeiten beruhe, sei eine gar zu lose.

Darauf wurde erwidert, daß gerade in Folge ihres ungewollenen

Charakters die Verbindung sympathisch begrüßt werden wird. Will man nach dem Anfang gemacht, später in geschlossener Weise marschiren, so sei das dann leichter zu erzielen als von vornherein mit einer strengen Disziplin, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dann durch die gemeinsamen Arbeiten die Leute einander näher gerückt sind.

Die Resultate einer solchen Verbindung würden vor der Hand bescheidene sein, aber durch die immer größere Annäherung der Arbeiter aller Länder dürfte sich eine Macht entwickeln, mit der man überall rechnen dürfte.

Schließlich empfahl man die Besichtigung des von den englischen Arbeitern projectirten internationalen Kongresses von Seiten der deutschen Sozialdemokratie, ebenso daß bei Gelegenheit der hundertjährigen Revolutionsfeier ein solcher in Paris stattfinden, um dort auf dem klassischen Boden das Verbrüderungsfest aller Arbeiter zu feiern.

Briefkasten

Der Redaktion: Einfindungen u. sind eingetroffen aus Berlin, Blankenburg, Braunschweig, Jallersleben, Hannover. — Fink in Paris: Nachdem der „Soc.“ die Notiz gegen S. zurückgenommen, hätte eine Erw. in unserer Blatte gar keinen Sinn. Bitte, sehen Sie das dem Gen. D. auseinander. — Lemgo: Wir werden Ihrem Wunsche gerne entsprechen und Gef. hinzufügen. — Breslau: Ihre Korr. ist in unserem Bes. aber da ein Theil derselben (Beerdigung R.) bereits behandelt, haben wir sie zur gelegentl. Benutzung zurückgelegt.

Der Expedition: B. 200: Nr. 320 Porto pr. 86 u. 1. Du. 87 erh. Da Dominiel zweifelt, Sdg. ab 39 fikt. Am 19/10. nach geliefert. — Pfmstr. De.: Nr. 4340 Conto F. u. conform gebucht. Dsgl. Nr. 3 — pr. 4. Du. C. St. Weiteres befragt. — T. 3 S.: Nr. 25 — a Cto Ab. 4. Du. 1. erh. Bl. mehr. — R. Sg. Rg.: Nr. 4 80 Ab. 4. Du. erh. — D. 3: Mehrbl. fort. — R. S. Sg. R.: Nr. 4 80 Ab. 4. Du. C. S. erh. — T. S. D.: Nr. 3 — Ab. Rev. Dg. 86 und Janu. 87 erh. — J. Bl. Kfist: Fr. 2 — Ab. 4. Du. erh. — J. S. Dg.: Nr. 12 — Ab. 4. Du. erh. Sdg. fort. — Verein Fortwärts Bremen: Nr. 500 — a Cto Ab. u. Sdg. erh. am 12/10. Bl. befragt. Bl. Weiteres. — Allg. K. B. Jug. Fr. 10 20 f. Sdg. u. Nachfrg. S. D. pr. R. R. erh. — v. 2. Cfd.: Fr. 5 40 Ab. 4. Du. erh. — R. S. Sg.: Fr. 4 — Ab. 4. Du. 86 u. 1. Du. 87 erh. — Rother Dampfwurf S.: Nr. 9 — Ab. 4. Du. erh. Weiteres geordnet. — Hainichen und Freiberg i/S.: Nr. 10 — für die Opfer des Freiburger Justiz. Mordes bld. erh. — Luise: Nr. 6 75 Ab. 4. Du. u. Sdg. erh. Bl. mehr. — R. R. Rg.: Nr. 6 — Ab. 4. Du. R. u. R. erh. — H. S. S.: Nr. 30 — a Cto Ab. 3. Du., Sdg. u. erh. Bl. folg. — Hannibal: Nr. 50 — a Cto Ab. 3. erh. Bl. mehr. — R. Sg. Sg.: Nr. 4 80 Ab. 4. Du. erh. — J. W. Ottenien: Nr. 21 05 für die Opfer des Freiburger Prozesses bld. erh. — Rother D.: Nr. 79 — a Cto Ab. 1. erh. Bl. mehr. Bl. fort. — Paris D. S. C.: Fr. 30 — J. S. Dg. pr. 3. Du. bld. erh. Weiteres nach Wunsch vorgemerkt. Bl. folg. mit 44. — Dtsch. Verein Senf: Fr. 83 — a Cto Ab. 1. pr. Fr. erh. — Dtsch. Ver. Bern: Fr. 25 50 Ab. 3. Du. erh. — R. R. Rg.: Nr. 3 — Ab. 4. Du. erh. — H. R. Dptg.: Fr. 3 — Ab. 4. Du. erh. — Faulenberger B.: Nr. 3 — Ab. 4. Du. 2. erh. Warum nicht zu den Andern gewiesen? Mit Ende 86 hat dies zu erfolgen. Reklamation geeigneten Ortes bewirkt. — Knurrhahn: Wdr. waren bereits fort. Weiteres folgt also separat. Refl. unterw. — Brodwinfel: Abz., Bl. u. notirt. Fr. C. ist gegenwärtig in London. Weiteres bl. — Dante: Bl. u. Sdg. erh. u. befragt. — Rebus: Reklamation ist unterwegs. Beilage abg. Bl. am 26/10. mehr. — Rother Dampfwurf: Abz. geordnet. — R. R. Sg.: Nr. 4 40 Ab. Df. f. d. Opfer d. Freiburger Prozesses bld. verw. Dtsch. 41 demnach geändert. — Ahlemann: Bl. v. 22/10. erh. Weiteres besorgt. Hoffm. glückt es bald. — Erlautnant B.: Bl. v. 23/10 erh. u. befragt. — Paris Frau Sg.: Alles am Ort der Bestimmung niedergelegt. Weiteres durch C. Genf! — W. St. 2.: Nr. 4 — f. bis. S. D. erh. Weiteres gerigt. Dtsch. mitgetheilt. — B. R. Sg.: Nr. 4 40 Ab. 4. Du. erh. — G. Sg. B.: Nr. 24 — a Cto erh. Bl. mehr. — T. J. Dtsch.: Nr. 29 20 erh. und hieoon pr. Ab. 4. Du. Nr. 4 40, Refl. a Cto Sdg. verw. Ihre Kuffebung nicht genau. Briefliches entsprechend notw. fikt. — Rother Feder: Nr. 8 10 Sdg. 3. erh. Bl. mehr. — Lausig: Nr. 5 — pr. Uds. u. Nr. 5 — pr. Dd. bld. erh. — In lebenslangl. Deutscher Berurtheilung: Nr. 20 05 f. Sdg. erh. Sdg. unterwegs. — Morgenroth R.: Nr. 15 — a Cto Ab. erh. Bl. erw. — J. D. R.: Fr. 100 — durch C. D. pr. Kds. bld. erh.

Anzeigen.

Gesuch.

Ein Genosse in England sucht Familienverhältnisse halber seinen jetzt 2 Monate alten Jungen auf ein oder mehrere Jahre zu einem Genossen nach Deutschland in Kost und Pflege zu geben, welcher eine ruhige Familie oder erwachsenen Tochter hat.

Monatlich 15—20 Mark können für gute Pflege vergütet werden; etwaige ärztliche Behandlung extra. Offerten erbeten an die Expedition des „S. D.“ [350] 2

Geschäftsbetheiligung.

Einem (kaufmännisch erfahrenen) Genossen, der über 3—4000 Mark verfügt, ist Gelegenheit geboten, sich an einem neuen, nachweisbar rentablen Unternehmen zu betheiligen.

Zuschriften vermittelt Die Expedition d. Bl. pr. Volksbuchhandlung. [150]

Soeben erschien und ist durch Unterzeichnete zu beziehen:

Die Märker in Nordamerika.

Eine Warnung vor kommunistischen Kolonialgründungen. Von Ad. Hepner. Preis: 30 Pfg. — 85 Cts.

Soeben erschien und ist durch uns zu beziehen:

Sozialdemokratische Bibliothek.

Heft IX. Der wirthschaftliche Materialismus nach den Anschauungen von Karl Marx. Von Paul La fargue. Preis: 25 Pfg. — 30 Cts.

Bestellungen auf die „Sozialdemokratische Bibliothek“ werden erbeten. Die Hefte werden auch einzeln abgegeben.

Breisherabsetzung!

Durch uns ist zu beziehen:

Porträts von Marx und Lassalle.

Vendants. — Größe 84/44 Centimeter.

Leinwanddruck. Vortrefflichste Ausführung.

Preis: Per Stück Nr. 1 — (Fr. 1 25).

Zahlreichen Bestellungen sehen entgegen

Volksbuchhandlung und Expedition des „Sozialdemokrat“

Höttingen-Zürich.

*) Wir haben ihn auch sofo als Polizeimache gekennzeichnet. D. Red.